

Prof. Dr. Hans-Richard Reuter, Münster / Heidelberg:

Der Konsultationsprozess „Protestantismus und Kultur“ - Schwierigkeiten und Chancen

Heidelberg, Januar 2000

Im Februar 1999 haben der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland und die Vereinigung Evangelischer Freikirchen ein Impulspapier veröffentlicht mit dem Titel „Gestaltung und Kritik. Zum Verhältnis von Protestantismus und Kultur im neuen Jahrhundert“ (EKD-Texte Nr. 46). Nach dem Modell des Konsultationsprozesses zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland möchte die EKD - diesmal zusammen mit der Vereinigung Evangelischer Freikirchen (VEF) - den Anstoß zu einer Debatte über die kulturprägenden, aber auch kulturkritischen Potentiale des Christentums in unserer Gesellschaft geben. Ist die kulturelle Prägekraft des Christentums eine historische Reminiszenz oder kann es sich auch im nächsten Jahrhundert als relevanter kultureller Bestimmungsfaktor erweisen? Hat insbesondere der Protestantismus angesichts vielfältiger Traditionsabbrüche seine Bedeutung als Kulturträger verloren oder bleibt er gerade für die Erhaltung freiheitlicher Lebensformen unverzichtbar? Das Vorhaben ist herausfordernd und anspruchsvoll, aber auch schwierig. Wie steht es um die kulturelle Präsenz des Christlichen hierzulande?

Christliche Motive sind zum selbstverständlichen Bestandteil der allgemeinen Kultur geworden, ohne daß deren Wurzeln im Christentum noch bewußt sind. Gerade deshalb verstehen sie sich nicht mehr von selbst: Die Menschenwürde-Garantie des Grundgesetzes ist *auch* eine verfassungsrechtliche Konsequenz des Gedankens an die Gottesebenbildlichkeit aller Menschen, des Glaubens an die göttliche Rechtfertigung allein aus Gnade zumal. Wo jedoch die religiösen Konnotationen dieser Garantie in Vergessenheit geraten, da verliert - wie aktuelle bioethische Debatten zeigen - die Idee der unabhängig von allen menschlichen Fähigkeiten und Leistungen, also *unbedingt* zuerkannten Würde rasch an Plausibilität. Das protestantische Ethos der Gewissensorientierung und personalen Verantwortung war ein Erfolgsprogramm. Doch Individualitätskultur und Egokult bleiben zweierlei. Die einst in freier Trägerschaft organisierte christliche Kultur des Helfens ist von den großräumigen Strukturen des modernen Sozialstaats absorbiert worden. Aber wenn dessen herkömmliches Modell krisenanfällig wird, dann stellt sich die Frage neu, wie die christliche Option für die Schwachen zu verwirklichen ist. Die Reformation begriff sich von Anfang an als Bildungsbewegung. Angesichts des wachsenden Überzeugungspluralismus ist aber

offen, wie in einem staatsabhängigen Bildungswesen auf längere Sicht der Ausgleich zwischen weltanschaulicher Neutralitätspflicht und Wertevermittlungsaufgabe geschaffen werden soll - und dies weit über die Debatten um Religionsunterricht und Kruzifixe im Klassenzimmer hinaus. Christliche Symbole verstehen sich in der Öffentlichkeit nicht mehr von selbst - will sagen: Sie sind umstritten, nicht nur in ihrem Recht, sondern tiefer noch: in ihrer (Be-)Deutung.

Das Thema sprengt die Grenzen der politischen Kultur, deren Reflexion im Protestantismus eine lange Tradition hat. Um es in ganzer Breite in den Blick zu bekommen, versteht das Impulspapier „Kultur“ als die „Gesamtheit des gesellschaftlichen Lebens und Handelns ..., sofern es durch menschliche Zeichenbenutzung bestimmt und durch symbolische Kommunikation reproduziert wird“, konzentriert sich aber bewußt auf diejenigen gesellschaftlichen Bereiche, für die Sprache und andere Formen des Symbol- und Ausdruckhandelns die Leitmedien sind. Die Frage nach der Präsenz des Christlichen, des Protestantischen gar, ist hier an ein besonders unübersichtliches Feld gewiesen:

Das wortzentrierte reformatorische Christentum kann den historischen Ehrentitel eines Erblassers der modernen Rationalisierungs- und Individualisierungsprozesse beanspruchen - gemessen an dem gegenwärtigen Bedürfnis nach Wiederverzauberung des Alltags durch Riten, Bilder und Symbole scheint sich jedoch der einstige Bildungsvorsprung des Protestantismus gegenüber der katholischen Frömmigkeitspraxis in ein kulturelles Gestaltungsdefizit umgekehrt zu haben. Auch im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit füllen Bachs Oratorien die Kirchen mühelos - ganz im Unterschied zur erzprotestantischen Predigt. Bedeutendste Werke auch der modernen bildenden Kunst wie Jawlenskys Kopfikonen, Noldes Abendmahl, Beckmanns Kreuzabnahme oder Gauguins Gelber Christus hängen nicht in Kirchen, sondern in Museen. Der durchschnittliche evangelische Kirchenraum hingegen imponiert ebenso wie der in ihm stattfindende Gottesdienst durch ästhetische Armut bis Nachlässigkeit. Über die ausdrückliche Verwendung christlicher Symbole hinaus sind implizit religiöse Themen, Motive und Valenzen in Film, Werbung und medialer Kommunikation allgegenwärtig. Zahlreiche Kulturphänomene - von der Kunstszene über den

Sport bis zur Popmusik - haben selber religions-äquivalente Funktionen übernommen. Was bedeutet das?

Das traditionelle **Säkularisierungstheorem** ist zur Beschreibung der kulturellen Verflüssigung des Christlichen wenig aussagekräftig. Seit Anfang des 19. Jahrhundert ist „Säkularisierung“ - ein ursprünglich rechtlich-politischer Terminus für die Überführung geistlicher Güter und Kompetenzen in weltliche Hände - als geistesgeschichtliche Metapher im Gebrauch. Von da an wird vermittlels der Säkularisierungskategorie der Streit darüber ausgetragen, ob der Prozeß der Moderne als schuldhaft Abwendung vom christlichen Ursprung oder aber als (jedenfalls in Grenzen) legitime Verallgemeinerung und Verwirklichung der christlichen Substanz zu bewerten sei. Säkularisierung ist damit - sei es in der modernitätskritischen, sei es in der fortschrittsoptimistischen Variante - selbst ein kulturelles Deutungsmuster im christlichen Interesse. Es handelt sich um einen kulturstrategischen Begriff, der in seiner allgemeinen, pauschalisierenden Verwendung zur Diagnose der religiösen Lage wenig beiträgt. Unterscheidet man zwischen Phänomenen der *Entkirchlichung* und der *Entchristlichung*, so lassen sich Schwierigkeiten und Chancen des Konsultationsprozesses vielleicht genauer bestimmen.

Entkirchlichung ist ein Aspekt der modernen funktionalen Ausdifferenzierung verschiedener gesellschaftlicher Teilsysteme mit ihrer Spezialisierung auf je unterschiedliche Bezugsprobleme: Die Güterproduktion hat sich zur Marktwirtschaft verselbständigt, die Herbeiführung kollektiv bindender Entscheidungen ist an das politische System delegiert, die Streitregulierung an das Rechtssystem etc. - im Zuge dieser Entwicklung ist auch die Religion, die früher alle Lebensbereiche durchdrang, zu einem gesellschaftlichen Teilsystem mit der Aufgabe der Bewältigung von „Kontingenz“, von nicht wegzuarbeitenden Ungewißheiten unseres persönlichen Lebens geworden. Aus der religiösen Dimension der Gesellschaft - aus der „Christenheit“, wie Luther gern sagte - wurde als Resultat der Emanzipation von Wirtschaft, Staat und Wissenschaft aus dem Gesamtdeutungsanspruch der Religion das eigenständig organisierte Sozialsystem Kirche. Für die kulturelle Präsenz des Christlichen ist diese Entwicklung prekär: Denn einerseits ist das Christentum um seiner verbleibenden Wirkungsmöglichkeiten in einer differenzierten Gesellschaft willen auf eine stabile kirchlich verfaßte Gestalt angewiesen. Andererseits reflektiert die zunehmende Verkirchlichung des Christentums die „Säkularisierung“ der Gesellschaft spiegelbildlich; die Delegation der Glaubenstradierung an die Kirchen und

ihre „Kulturpositivität“ (F. X. Kaufmann) stärkt die kulturelle Virulenz des Christentums.

Für eine Neubestimmung des Verhältnisses von Christentum und Kultur bedeutet das jedenfalls Fall, daß alle Versuche der kirchlichen Eingemeindung oder Vereinnahmung der säkularen Kultur auch und gerade dort, wo sie von christlichen Impulsen zehrt, kontraproduktiv wirken müßten. Es wäre auch ein glattes Mißverständnis, hinter dem Konsultationsprozeß Ambitionen des verfaßten Kirchentums zur paternalistischen oder gar machtpolitisch motivierten (Re-)Institutionalisierung freier protestantischen Initiativen zu vermuten. Der Konsultationsprozeß nimmt die allgemeine Frage nach der kulturellen Präsenz des Christlichen bewußt nicht unter dem Titel „Kirche“, sondern eben: „*Protestantismus*“ und Kultur auf - wohl wissend, daß der Protestantismus vom selbstbestimmten christlichen Engagement lebt und nicht in seiner kirchlichen Gestalt aufgeht. Die Annahme indes, sofern nur das Evangelium recht verkündigt werde, dürfe man „die Sorge um die kulturelle Prägekräft des Protestantismus in vieler Hinsicht getrost den Protestanten überlassen: all den befähigten und inspirierten Menschen, die ihrem Glauben durch kulturelle Formen Ausdruck geben können“ (Ev. Kommentare 4/1999, 5), konstatiert zwar eine theologische Richtigkeit, sagt aber über deren soziale Realisierungschancen und inhaltliches Profil gar nichts aus.

Gerade hier setzen ja die Fragen des Konsultationsprozesses an: Was ist „Protestantismus als Lebensform“ heute? Wie verschafft er sich in der Gegenwartskultur Ausdruck? Gibt es in Rezeption und Transformation gegebener kultureller Bestände so etwas wie einen protestantischen „Stil“, eine spezifische Selbstdarstellungsform? Sowenig über solche Fragen durch kirchenamtliche normative Setzungen entschieden werden kann, sowenig reicht es zu, immer noch eine faktische Christlichkeit unserer Kultur zu unterstellen, die von lauter mündigen Christenmenschen „weltlichen Beruf“ tagtäglich erneuert wird. Die Realität sieht doch wohl anders aus. Entkirchlichung, also die Abnahme der sozialen Mächtigkeit der Kirchen wird im Verlauf der letzten drei Jahrzehnte begleitet von *Entchristlichung* - hier verstanden als *Schwund eines Kulturchristentums*, das ehemals in relativer Unabhängigkeit von den Kirchen existierte. Wie die Esoterikabteilung in jeder Großbuchhandlung zeigt, sind die Menschen im Ergebnis alles andere als „religiös unmusikalisch“ geworden. Die persönlichen Religiositätsstile fallen jedoch individueller und die gesellschaftlichen Kulturmuster synkretistischer aus. Mag sein, daß sich die Volksfrömmigkeit auch früherer Jahrhunderte ein gewisses Maß an „Patchwork-

Religiosität“ genehmigt hat. Doch die Abschmelzung der alltagsprägenden soziokulturellen Milieus und konfessionellen Großgruppen, die Auflösung der an Familie und Arbeit orientierten Normalbiographie und die heterogenen Begegnungssituationen einer multikulturellen Gesellschaft untergraben die normative Selbstverständlichkeit gewachsener Traditionen *strukturell* und verstärken den gesellschaftlichen Zwang zur Wahl nachhaltig. Eine Vergewisserung der Kulturbedeutung des Protestantismus muß deshalb nicht nur jeder paternalistischen kirchlichen Attitüde entraten. Sie kann sich auch keineswegs zum Ziel setzen, den Sachverhalt rückgängig zu machen, daß Kultur nur noch im Plural möglich ist.

Aus diesem Grund verbietet sich auch eine umstandslose Reprise kulturprotestantischer Traditionen. Der sog. **Kulturprotestantismus** des 19. Jahrhunderts war zunehmend von dem Versuch bestimmt, der sozialen Differenzierung und kulturellen Pluralisierung neue Einheitsentwürfe entgegenzusetzen. Einer verbreiteten (nichtsdestoweniger irrig) theologischen Fama zufolge ist für den Niedergang des alten Kulturprotestantismus eine enge Kirchendogmatik Barth'scher Provenienz verantwortlich. Diese Schwarz-Weiß-Optik ignoriert den Grundkonsens, der - dem Zeitgefühl entsprechend - die verschiedensten theologischen Strömungen nach dem 1. Weltkrieg in der Betonung der Kulturdistanz des Christentums einte. Es war die Stärke des Kulturprotestantismus, daß er das religiöse Bewußtsein als Möglichkeitsbedingung aller kreativen Gestaltung durch endliche individuelle Freiheit verstand und deshalb Religiöses in der säkularen Kultur dargestellt finden konnte - weil eben nicht alles „aus Religion“, wohl aber „mit Religion“ getan wird, wie der große Friedrich Schleiermacher sagte. Dennoch scheiterte der Kulturprotestantismus am deutlichsten mit Troeltsch an der Unmöglichkeit, auf

dieser Basis zu einer neuen kulturellen Integration bzw. Synthese zu gelangen. Das Recht der nachfolgenden theologischen Wende bestand darin, „Religion“ in der durchgesetzten Moderne als Allerweltsbegriff durchschaut und den alten Kulturprotestantismus als ein durchaus subkulturelles, vom Bildungsbürgertum getragenes Unternehmen entzaubert zu haben. Unbestreitbar muß es jedoch als Schwäche des Barthianischen Einspruchs gelten, daß er im wesentlichen eine nur binnenkirchliche Artikulation des Christlichen gefördert hat.

Vermutlich kommt es heute weniger auf das Reden *über* „die“ Kultur als auf die Kommunikation mit der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen an. Gleichgültig, ob man die Gegenwartslage nun als „Postmoderne“ oder eher als konsequente Realisierung der Moderne bestimmt - die Vergewisserung der Präsenz des Christlichen in der Kultur erfordert die *Inszenierung neuer Konstellationen*, in denen sich - wie Albrecht Grözinger formuliert hat - „die kulturell vermittelte Gottesgeschichte und die kulturell vermittelten Wahrnehmungen unserer Gegenwart brechen“. Das Impulspapier bezeichnet die thematischen Bezüge solcher Inszenierungen als „Begegnungsfelder“ und geht exemplarisch auf Religion, Gedenkkultur, Kunst, Jugendkultur, Bildung und Wissenschaft, Medien, Sport und Feiertagskultur ein. In Begegnungsfeldern wie diesen muß der Protestantismus seine Deutungskompetenz erproben. Wenn es zutrifft, daß die kulturelle Präsenz des Christlichen heute nicht nur in ihrem Recht, sondern mehr noch in ihrer (Be-)Deutung umstritten ist, dann ist es an der Zeit, den Konflikt der Deutungen explizit zu machen und öffentlich auszutragen. Dies läge im Interesse der Kirchen - aber ebenso einer Gesellschaft, der daran gelegen ist, daß ihre kulturellen Manifestationen als Zeichen des Humanum erkennbar bleiben.

Der Theologe Hans-Richard Reuter, bis vor kurzem Privatdozent in Heidelberg, jetzt Professor und Direktor des Instituts für Christliche Gesellschaftswissenschaften in Münster, ist Mitglied der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST) in Heidelberg, die den Studienprozess „Protestantismus und Kultur“ begleitet und auswertet. Eine der jüngsten Veröffentlichungen Reuters ist: Ethik der Menschenrechte. Zum Streit um die Universalität einer Idee I, Religion und Aufklärung 5, Tübingen: Mohr-Siebeck 1999.